

Über Überflüssigkeiten und Überfälligkeiten: Studierendentagung Wien 2019 – Ein Erfahrungsbericht

Wie entwickeln sich Tagungsthemen eigentlich? Im Falle der vergangenen dgv-Studierendentagung 2019 in Wien hat es mit einem einfachen Versprecher angefangen. Eines der Organisationsmitglieder meinte während eines Gesprächs, Gender Studies seien überflüssig, woraufhin die Antwort kam, dass sicherlich „überfällig“ gemeint sei. Sofort entstanden Assoziationsketten und der Gedankenaustausch darüber, was in welchen Kontexten als überfällig oder überflüssig betrachtet werden könnte. Ein Tagungsthema war entstanden.

„Überfällig – Überflüssig“ lautete also das Thema der 32. dgv-Studierendentagung, welche Ende Mai 2019 in Wien stattfand. Sie wurde von Studierenden des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien organisiert. Einige von ihnen hatten 2018 die dgv-Studierendentagung in Jena besucht, bei der Wien als nächster Veranstaltungsort gewählt wurde. Die Jenaer Tagung gab uns Einblicke in dieses studentisch organisierte Format und befeuerte unser Bestreben, die Weiterführung der Studierendentagung sicherzustellen. Bereits kurze Zeit später hatte sich das zehnköpfige, ausschließlich weibliche* Organisationsteam zusammengefunden, um erste Ideen rund um den Ablauf und die Planung sowie vor allem potenzielle Tagungsthemen zu besprechen. Themen, die Studierende dazu motivieren sollten, Beiträge einzureichen und (erneut) an der dgv-Studierendentagung teilzunehmen.

Da unser Organisationsteam eine konsensual basisdemokratische Gruppe war, hat das tatsächliche Ausdiskutieren des Tagungsthemas mit all unseren Assoziationen, den Abwägungen der Punkte, die dafür oder dagegen sprachen, sowie möglicher Alternativen mehrere Treffen benötigt. Der Grundkonsens bestand jedenfalls darin,

„Überfällig – Überflüssig“ als ein Diesseits und Jenseits von Grenzen und Normen zu denken, als ein Überschreiten von scheinbar Gegebenem und vermeintlich Unveränderbarem innerhalb gesellschaftlicher Systeme. Konkret setzten wir den Fokus dabei auch auf aktuelle sozialpolitische Themen wie etwa Umweltproblematiken und damit verbundene Praktiken des Konsumierens und Wegwerfens. Dass uns genau diese Themen in den Sinn kamen und ansprachen, bot auch Anlass zur (Selbst-)Reflexion. Es ergaben sich Fragen wie jene, wann, warum und von wem Klima als (längst) überfalliges Thema und von wem (noch immer) als überflüssig betrachtet wird. Auch die Thematik „Gender“ fand im Kontext „Überfällig – Überflüssig“, unter anderem durch die sich wiederholenden (medialen) Diskussionen bezüglich des Für und Wider von gendergerechter Schreibweise, sehr schnell Einbezug in unsere Überlegungen. Dass wir im kulturwissenschaftlichen Umfeld sowohl Umweltpolitiken als auch Gendergerechtigkeit als wichtig erachten, zeigt, dass diese zumindest innerhalb des Milieus der Universität Wien als überfallige Fragen konstruiert und konstatiert werden.¹ Einen weiteren Denkanstoß zur näheren Beleuchtung des Aspektes Gender, zu welchem wir im Call for Papers aufforderten, lieferte uns eine Bemerkung von Anne Dippel im Zuge der dgv-Studierendentagung 2018. In ihrem Einführungsvortrag *In einem Land nach unserer Zeit. Überlegungen zu Ethnografien des Utopischen und dem Utopischen von Ethnografien* kritisierte sie die fehlenden expliziten Genderbezüge in den Vorträgen der Tagung. Somit haben wir uns aus persönlichem Interesse und auch aus pragmatischen Gründen dafür entschieden, in unserem CfP zu einem möglichen Gender-Fokus zu ermutigen. Gleichzeitig bemühten wir uns, das Rahmenthema trotzdem nicht zu sehr einzugrenzen. Im Call wünschten wir uns zudem fachspezifische inter- und transdisziplinäre Annäherungen an das Tagungsthema sowie offene (Vermittlungs-)Formate und Methodenvielfalt.

Studierende sind bezüglich ihrer Forschungsthemen und -fragen oft an jene der jeweils besuchten Lehrveranstaltungen gebunden. Ein zusätzlicher Faktor, der bei der Organisation der Studierenden-

1 So lautete etwa zum Zeitpunkt unserer Themenwahl die Semesterfrage der Uni Wien: „Wie retten wir unser Klima?“ Vgl. <https://medienportal.univie.ac.at/uniview/semesterfrage/klimawandel/> (Zugriff: 5.10.2019).

tagung berücksichtigt werden muss, ist jener der im Vergleich zum dgv-Kongress unterschiedlichen Zeitlichkeiten. Während bei Letzterem Vorträge und Konzepte schon ein Jahr im Vorhinein eingereicht werden müssen, ist der Anmelde- und Einreichschluss bei Studierendentagungen oft wenige Monate vor der Veranstaltung, da sich studentische Zeitrhythmen von jenen der Kongressplanung unterscheiden. Deswegen stehen studentische Organisator*innen vor der Herausforderung, ein offenes Thema zu finden, das zwar konkret sein sollte, aber zugleich auch weit genug, um Raum für persönliche Interpretationen und eigene Ideen zu lassen. Dadurch wird eine Verbindung mit vergangenen, laufenden oder potenziellen Forschungsinteressen und -arbeiten erleichtert. Die Fragestellung um „Überfälligkeit“ und „Überflüssigkeit“ im Alltag und in der Wissenschaft empfanden wir als klar und dennoch offen genug. Zudem riefen wir auf, auch „tote Winkel“, Polaritäten, Dichotomien sowie Ambivalenzen im Fach zu diskutieren, und forderten ein „Erkunden, Hinterfragen, Verschieben und Aufdröseln von (disziplinären) Grenzen“.² Diesbezüglich diskutierten wir, welche Bedeutung die Wahl des Themas einer Arbeit oder Tagung innerhalb des Fachdiskurses hat und welche Zeichen damit womöglich implizit oder explizit gesetzt werden (sollen). So versuchten wir, im Rahmen der Studierendentagung bestehende Routinen und Normen zu hinterfragen, umzudeuten und zu verändern.

Das von uns gewählte Tagungsthema schuf gleichzeitig den Anreiz, zu überlegen, was wir selbst bei Tagungen als überfällig oder überflüssig empfinden, um dies im Zuge unserer Tagungsorganisation zu beachten. Wichtig war uns zum Beispiel, so wenig (Plastik-) Müll wie möglich zu produzieren, Mehrwegbecher und -geschirr zu verwenden, Lebensmittel über Foodcoops zu beziehen, die sich sozial engagieren, oder beispielsweise Brot, welches sonst weggeworfen werden würde, zu sammeln und kostenlos zu verteilen. Änderungen und ein mögliches Umdenken wurden somit nicht nur auf gedanklicher, sondern auch auf praktischer Ebene vollzogen. Da Handlungsmöglichkeiten und Praktiken an Räume geknüpft sind, war es uns ein

2 Call for Papers zur 32. dgv-Studierendentagung, Donnerstag, 30.5.–Sonntag, 2.6.2019 in Wien: Überfällig – Überflüssig, https://kuwinet.files.wordpress.com/2019/02/call-for-papers_dgv-studierendentagung_2019_1.pdf (Zugriff: 2.10.2019).

zusätzliches Anliegen, mit der Tagung einen gendergerechten Bereich zu schaffen, welcher Hierarchien nivelliert sowie Diskussionen und ein Miteinander auf Augenhöhe ermöglicht. Sowohl im übertragenen als auch im wortwörtlichen Sinne suchten wir nach Räumen, in welchen alle Teilnehmenden ihre Gedanken und Ideen präsentieren können und somit Voraussetzungen für gemeinsames wissenschaftliches Arbeiten vorhanden sind. Solche Räume gewinnen innerhalb eines Studiensystems, welches zunehmend in neoliberale Logiken und Strukturen der Machterhaltung, des Mehrwertes und der Konkurrenz eingespeist wird, immer mehr an Bedeutung.

Dies zeigte sich auch bei der Suche nach Veranstaltungsräumlichkeiten, welche sich aufgrund unserer begrenzten finanziellen Mittel als äußerst schwierig erwies. Schließlich brauchten wir durch die erneut gestiegene Teilnehmer*innenanzahl Räume, in denen wir 170 Studierende unterbringen konnten. Für die Vorträge unserer Tagung war das Wiener Institut für Europäische Ethnologie mit seinen zwei Lehrveranstaltungsräumen definitiv zu klein. Dadurch konnten wir eine unserer wichtigsten Ressourcen nicht nutzen. Anfragen bei unterschiedlichen Institutionen, bei welchen wir ein mögliches Interesse an einer solchen Tagung annahmen und deshalb von deren Unterstützung ausgingen, stießen mitunter aus ökonomischen Gründen auf Ablehnung. Etwa zwei Wochen vor der Tagung bekamen wir nach beharrlicher Suche schlussendlich zwei Hörsäle von der Universität Wien zur Verfügung gestellt. Hörsäle bieten viele Vorteile, schränken aber, durch ihre frontal ausgerichtete Bauweise mit festen Sitz- und Tischreihen, die dort stattfindenden Veranstaltungen auf einen dementsprechenden Modus ein. Wer im akademischen Bereich keine passenden Räume zugestanden bekommt, muss passende schaffen oder zumindest improvisieren. Deswegen sind manche Vortragende unserer Tagung auf andere Räumlichkeiten, zum Beispiel leerstehende Seminarräume, oder nach draußen, ins Grüne, ausgewichen. Der Vorteil von Studierendentagungen ist, dass sie im Vergleich zu anderen universitären Tagungs- oder Kongressformen durch weniger strenge (historisch gewachsene und sozial konstruierte) Abläufe und Formalia gestaltet werden.

In Ergänzung zu den Vorträgen wollten wir zusätzliche Orte für den Austausch anbieten. So haben wir die Auftaktveranstaltung inklusive Grillparty in einer ehemaligen Sargfabrik organisiert und

ein Tagungscafé eingerichtet, das von uns für die Dauer der Vortragsreihen betreut wurde und die Tagungsteilnehmer*innen kostenlos verpflegte. Wichtig war es uns mit diesem Begleitprogramm, zusätzliche, niederschwellige Räume zum Treffen und Diskutieren zu schaffen. Tagungen können auch als Abbildungen sozialer Zusammengehörigkeiten gesehen werden – als Abbildungen dessen, wie wissenschaftliches Miteinander gedacht und gelebt wird.

Besonders überrascht, aber auch in der Wahl des Tagungsthemas bestätigt hat uns die Themenvielfalt der Einreichungen: Burschenschaftsdenkmäler, Soja, „gute“ und „schlechte“ Räume, Feminismus in der Öffentlichkeit, Aushandlungen von „Hilfe“ und „Bedürftigkeit“, die Rolle von Identitäten, Frauenbilder in DDR-Dokus, die Verquickung von Geschlecht und Sprache, anarchistische Anthropologie, ethnographische Spiele, Dick-Pics, Slow Fashion, die Reflexion des Potenzials studentisch organisierter Seminare, der Umgang mit alten Archivbeständen und die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Fachgeschichte.³

Die Schlagwörter „überfällig“ und „überflüssig“ zeigen nicht nur eine gesellschaftspolitische Problematik auf, sondern finden – wenn nicht im gleichen Wortlaut, so zumindest in ihrer Grundidee – auch Anknüpfungspunkte in akademischen Diskursen.

Themenpolitiken: was bisher geschah ...

Fragen nach „toten Winkeln“ sowie überflüssigen oder überfälligen Themen in unserem Fach wurden bereits an anderer Stelle gestellt: Timo Heimerdinger und Marion Näser-Lather befassten sich im Rahmen der Tagung *Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie* (2017), welche in Innsbruck abgehalten wurde, mit ausgegrenzten und ausgesparten Forschungsthemen im Fach. Besonders die „Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage“,⁴ welche Timo Heimerdinger in einem verschriftlichen Redebeitrag in Reak-

3 Vgl. Sarah Bergbauer, Caroline Böhm, Tabea Christa u. a.: „Überfällig – Überflüssig“. In: Jahresbericht 2019 (= Mitteilungen. Institut für Europäische Ethnologie Wien, 27). Wien 2019, S. 74–78, hier S. 76.

4 Timo Heimerdinger: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXXI/120 (1+2), 2017, S. 81–90.

tion auf eine Podiumsveranstaltung während der 28. Österreichischen Volkskundetagung *Dimensionen des Politischen* (2016) in Graz beleuchtet hatte, diente hier als Ausgangspunkt für das Tagungsthema. Der Begriff „Schädlichkeit“ bezieht sich auf den Anspruch, Wissen müsse Nutzen und Relevanz für die Allgemeinheit haben, wobei Forschung gleichzeitig in ökonomisierte Ver- und Bewertungskategorien gezwängt eingeordnet und Wissen in *nützlich* und *nutzlos* gruppiert wird.

In *Wie kann man nur dazu forschen?*, dem gleichlautenden Band zur Innsbrucker Tagung, fragten die Beitragenden vertiefend nach den „Gründen des thematischen Naserümpfens“,⁵ nach den etablierten Normen und oftmals ungeschriebenen Regeln, die Themen in Dos und Don'ts einteilen. Einerseits untersuchen die Autor*innen des Tagungsbandes die universitätspolitischen Beweggründe der Themensetzungen, die durch verstärkte neoliberale Tendenzen im akademischen Bereich gekennzeichnet sind. Andererseits rücken sie auch das Abwesende, Verworfenen und Nichtbearbeitete in den Fokus und dekonstruieren Artikulationslinien, welche Themen als vermeintlich unpassend festlegen.

Die Überschneidungsfläche zum Thema der dgv-Studierendentagung 2019 war, wenn vermutlich auch nicht zufällig, nicht bewusst geplant. So wurden wir als Organisationsteam erst während der bereits laufenden Vorbereitung zur Studierendentagung auf den genannten Band aufmerksam. Zudem unterscheidet sich unsere studentische Perspektive auf universitätspolitische Verfahren von jener der Autor*innen des Tagungsbandes, welche die Themenpolitik von, mit und für Studierende größtenteils nur im Kontext der Lehrbetreuung erwähnen.⁶ Für Studierende, besonders vor Erstellung von

5 Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather: Einführung: Gute Themen, schlechte Themen. In: Dies. (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 29). Wien 2019, S. 11–28, hier S. 12.

6 Vgl. Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather: Resümee und Ausblick: Zusammenfassung der Tagungsdiskussion. In: Heimerdinger, Näser-Lather (Hg.) (wie Anm. 5), S. 271–290. Neben dem Resümee im Tagungsband wird die Themenaushandlung in der Betreuung studentischer Qualifikationsschriften besonders bei Jens Wietschorke diskutiert. Er geht hierbei auf prägende Betreuungserfahrungen während der eigenen

Qualifikationsschriften, bekommt die voranschreitende Ökonomisierung von Universitäten im Speziellen und von Wissenschaft im Allgemeinen eine andere Signifikanz, da auch der Stellenwert von Studierenden innerhalb dieses Diskurses ein anderer als jener von Forschungsgruppen und Lehrenden ist. Diese Diskrepanz beschreiben Christine Bischoff und Cornelia Renggli in ihrem Beitrag zur Rolle der Institute als themenpolitische Aushandlungsorte folgendermaßen: „Die Ausbildung, die Lehr- und Forschungsschwerpunkte sowie die Interessen der Angehörigen [des Instituts] bestimmen maßgeblich, welche Themen an einem Ort berücksichtigt werden. Dazu kommen jene Themen, die von den Studierenden eingebracht und aufgenommen werden, sofern sie ins Themenspektrum passen. So sind mehrere Personen und Statusgruppen an der Entscheidungsfindung beteiligt, was an einem Ort zum Fach gehört und was nicht; die Beteiligten verfügen allerdings über unterschiedliche Bestimmungsmacht.“⁷

In Bezugnahme auf dieses Zitat sowie auf die restlichen Texte im Tagungsband von Heimerdinger und Näser-Lather ist festzuhalten, dass sich Studierende an Instituten, besonders innerhalb des Betreuungskontextes, seltener und mit geringerem Mitspracherecht hinsichtlich der Themenauswahl äußern können. Dies ist einer der Aspekte, bei denen Studierendentagungen besondere Bedeutung und Relevanz haben.

Durch eine möglichst freie Gestaltung der Tagung wollten wir Barrieren für die Einreichung und Teilnahme niedrig halten und auf eine selbstbestimmte Themenwahl (im Kontext des Rahmenthemas) achten. Wir unternahmen den Versuch, relativ unabhängig von institutionellen Hierarchien und Normsetzungen diverse Standpunkte und Thematiken zuzulassen. Zugleich wurden auch Forderungen an die Institute und Dachverbände, welche über mehr Bestimmungsrecht in der Themenwahl verfügen, gestellt und diskutiert.

Studienzeit ein. Vgl.: Jens Wietschorke: Does that matter? Überlegungen zur Relevanzfrage in der kulturwissenschaftlichen Forschung. In: Heimerdinger, Näser-Lather (Hg.) (wie Anm. 5), S. 77–94.

7 Christine Bischoff, Cornelia Renggli: Schauplätze der Themenpolitik. Aushandlungsprozesse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. In: Heimerdinger, Näser-Lather (Hg.) (wie Anm. 5), S. 29–52, hier S. 34.

Plakatierte Diskussionen

Die Studierendentagung verlief weitgehend planmäßig. Überraschend waren die große Teilnahme und der rege Austausch zwischen Studierenden in Bezug auf ein Diskussionsplakat zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Auslöser dafür war der Vortrag *Der Nationalsozialismus in der Fachgeschichte und heutige Perspektiven* von Bianca Loy und Anna Domdey. In der anschließenden Diskussion entstand einerseits ein „Resolutionspapier“, für das die beiden Sprecherinnen Stimmen sammelten, und andererseits auch eine Mailingliste für Interessierte. Das Papier beinhaltete drei Forderungen: die Aufarbeitung der NS-Geschichte an den Instituten des Faches, die Umbenennung der Institute und die Umbenennung der dgv. Zum Abschluss der Tagung wurde für diese Aufforderungen ein Stimmungsbild eingeholt. Das Ergebnis war gemischt: Ein Großteil der Abstimmenden (ca. hundert Personen) sprach sich für eine Aufforderung zur Aufarbeitung der NS-Geschichte des Faches an den Instituten aus, nur die Hälfte wünschte sich eine Umbenennung bzw. solidarisierte sich mit dem Wunsch. Circa 70 Prozent stimmten für eine Aufforderung zur Umbenennung der dgv. Da bei der Einholung des Stimmungsbildes von den Anwesenden entschieden wurde, dass eine gemeinsame Abstimmung für alle drei Forderungen zusammen nicht möglich ist, wurde festgehalten, dass die drei Punkte zukünftig nochmals gesondert zur Debatte gestellt werden sollen.

Nicht unabhängig davon, jedoch verselbstständigt wurde gerade die dritte Forderung der „Resolution“ – die Umbenennung der dgv – als Anstoß für das zuvor erwähnte Diskussionsplakat herangezogen, welches die dgv-Studierendenvertreter*innen während der Tagung initiierten. Darauf wurde die Frage der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde direkt in den Raum gestellt. Vor und auf der Papierbahn entstanden rege Diskussionen, die wir in groben Linien zusammenfassen.

Stimmen für eine Verabschiedung des Begriffes „Volkskunde“ waren ebenso vertreten wie Bedenken, dass eine Umbenennung keine Aufarbeitung ersetze und gegebenenfalls sogar zur Verdrängung der Problematik führen könnte. Auch die Fragen, „wohin“ denn die Volkskunde gehen sollte, sofern sie „weg“ müsste, und ob sich der Name nicht doch mit neuen Ansätzen verbinden ließe, wurden

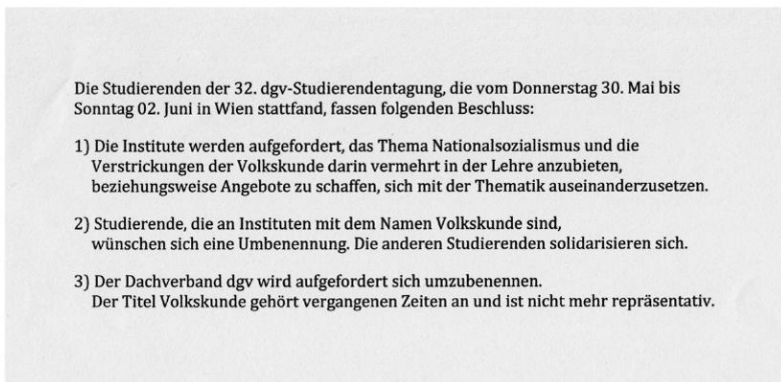


Abb. 1: Forderungen des Resolutionspapiers, Aufnahme: Maren Sacherer.

Abb. 2: Plakat zur Diskussion um die Umbenennung der dgV, Aufnahme: Maren Sacherer.

gestellt. Vorschläge zur alternativen Namensgebung standen zur Diskussion: Alltagskultur, Populär- und Alltagskultur, Alltagsforschung, Kultur(en) des Alltags, Transkulturelle Studien, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft(en), Alltags(kultur)forschung, Empirische Alltagswissenschaft sowie Ethnographie.

Neben der Debatte um den Begriff „Volkskunde“ im Namen der dgv gab es ebenso Diskussionen, ob denn das „Deutsche“ im Titel des Dachverbandes noch angebracht sei. So sei die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde vielmehr eine deutschsprachige Gesellschaft. Zudem, so fanden einige, ergebe sich die geografische Zuordnung ohnehin durch die deutschsprachige Benennung. Im Gegensatz zu den vielfältigen und vielstimmigen Vorschlägen zur Diskussion um „Volkskunde“ schien diesbezüglich eine eher einheitliche Meinung zu bestehen: Das „Deutsche“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ist überflüssig.⁸

Mehr Raum für Studierende

Spätestens seit unserem Besuch bei der Jenaer Tagung war uns klar, wie wichtig die Möglichkeit eines institutsübergreifenden Austausches unter Studierenden ist und wie angenehm es sein kann, nicht erklären zu müssen, „was man denn nach dem Studium mit dieser Ausbildung machen kann“.

Nicht nur von fachexternen Personen wird die (dreiste) Nützlichkeitsfrage gerne gestellt, sondern auch von Fördergeber*innen und Institutionen. Studierendentagungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie Studierenden einen Raum und Rahmen geben, sich ohne Leistungsdruck auszutauschen und auszuprobieren. Dass Interesse, Bedarf sowie Begeisterung an solchen Formaten bestehen, zeigen die in den letzten Jahren stetig steigenden Zahlen der Teilnehmer*innen an diesen Tagungen. Anstatt die Frage nach dem Potenzial studentisch organisierter Veranstaltungen erneut aufzurollen, möchten wir hingegen eine andere Frage stellen: Wo ist eigentlich Platz für Studierende? Der Trend hin zur stärkeren Verschulung von Universitäten,

8 Bei der Eröffnungsrede des 42. dgv-Kongresses wurde die Namensdebatte ebenso zur Sprache gebracht. Möglicherweise wird die Umbenennung des Fachverbandes bis zum nächsten Kongress realisiert werden.

zu steigendem Leistungsdruck und der Festsetzung der „Mindeststudienzeit“ als „Regelstudienzeit“ macht die Kommodifizierung des Studiums wie auch die Betrachtung von Studierenden als Produkt-Output von Universitäten deutlich spürbar. Die Nützlichkeitsforderung wird dahingehend eher zu einer Frage des Sichauszahlens: Für wen zahlt sich das Studium (der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie) aus? Zählt sich außercurriculares Engagement innerhalb des Studiums aus, wenn Studierende damit ihre Mindeststudienzeit und somit Unterstützungen beziehungsweise Karrierechancen gefährden? Zählt es sich aus, sich trotz rückläufiger Studierendenzahlen und drohender Fachzusammenlegungen in Fachdiskussionen zu involvieren? Wo und wie können sich studentische Stimmen innerhalb dieser Debatten Gehör verschaffen?

Räume des Austausches und der Wissenskommunikation von und mit Studierenden bieten hier die Möglichkeit einer Plattform, auf der sich Nachwuchswissenschaftler*innen im Mitdiskutieren, Schreiben, Vortragen etc. weiterentwickeln und mögliche Hemmschwellen (gemeinsam) übertreten können. Die jährlich stattfindende dgV-Studierendentagung ist ein Beispiel dafür, genauso wie Summer Schools, Doktorand*innentagungen, studentische Arbeitsgruppen, Netzwerke sowie die – leider in den letzten sechs Jahren stark gekürzten – studentischen Panels/Sektionen auf den dgV-Kongressen. Wir sprechen uns gegen eine Einschränkung dieser Räume aus und plädieren für eine Erweiterung des Platzes für Studierende – damit für eine Zukunft des Faches.

